

Ursula Apitzsch

Frauen in der Migration¹

Das Bild der modernen Arbeitsmigration ist in den westlichen Sozial- und Erziehungswissenschaften bis heute geprägt durch die Vorstellung, daß die treibende und - sei es nun positiv oder negativ bewertete - verändernde Kraft der Migration die arbeitenden Männer seien, daß die Frauen und Kinder hingegen ein unwesentliches - erfreuliches oder lästiges - Anhängsel bildeten, das für die Veränderung der Aufnahmekultur eigentlich unbedeutend sei. Als anschauliches Beispiel möchte ich einen kürzlich publizierten Beitrag von Karl Otto Hondrich zitieren. In seinem Text "Das Fremde in uns. Soziologische Überlegungen zur Ausländerfeindlichkeit"² repräsentiert er die Reaktion einer von Migrationsereignissen aufgeschreckten Gesellschaft:

"Im Winterurlaub lernte ich einen Schweizer kennen, der mit einer Philippinin verheiratet ist. Ich nenne ihn Urs, und dieser schöne schweizer Name ist das einzige, was an der Geschichte erfunden ist. Urs ist Sohn eines wohlhabenden Rechtsanwalts und ein gescheiter Mann - gleichwohl ist er Arbeiter an einer Liftanlage geblieben, um den größten Teil des Jahres auf Reisen in Ostasien verbringen zu können. Seine Biographie ist also so modern und eigenwillig gestaltet, wie man das von einem Individualisten, der er ist, heute erwartet. Mit Zähnen und Klauen - und mit Erfolg - hat Urs sich dagegen gewehrt, daß in sein Arbeitsteam von fünf Leuten ein Jugoslawe aufgenommen wird, denn, so seine Erfahrung aus langjähriger Arbeit bei den Bergbauern: Ist erst ein Jugoslawe da, dann kommt bald sein Vetter nach, und wird ein schweizer Kollege krank, dann haben die beiden Ausländer sofort einen dritten aus ihrem Dorf an der Hand, und plötzlich stehst Du, Urs, allein mit den Jugos da"³. "Was können wir aus dieser Geschichte lernen?" fragt Hondrich. Und er macht drei interessante Unterstellungen. Erstens: "Obwohl

¹ Dieser Aufsatz erschien zuerst in: Wiltrud Gieseke u.a. (1995): *Erwachsenenbildung als Frauenbildung*, Bad Heilbrunn. Er wurde für den Nachdruck leicht gekürzt.

² in: Warnfried Dettling (Hrsg.) (1994): *Perspektiven für Deutschland*, München, 241-261.

³ ebd., 248f.

ich (es spricht der Soziologe, U.A.) Urs nicht näher kenne, darf ich doch annehmen, daß er seine ausländische Frau liebt - und nichts spricht dagegen, daß er als leutseliger, offener und gesprächiger Mensch auch mit Jugoslawen Freundschaft schließt, genau wie Sie und ich"⁴. Zweitens: "Ausländerfeindlichkeit beruht nicht - nicht nur - auf frustrierten Interessen ... Ihm (Urs) geht es darum, seine wohlvertraute, anheimelnde, schwyzerdütsch geprägte Arbeitsatmosphäre zu behalten, die Übereinstimmung mit gleich geprägten und gleich gesonnenen Kollegen; kurz, seine kollektive Identität im kleinen"⁵. Drittens: "Die Angst, durch die verstärkte Zuwanderung von Fremden solche elementaren Übereinstimmungen, Verständnisinnigkeiten, Vertrautheiten, Sicherheiten zu verlieren, ist meines Erachtens der Hauptgrund für Ausländerfeindlichkeit, heute auch in Deutschland"⁶.

Soweit die Überlegungen von Hondrich. Ich möchte nun nicht die Diskussion darüber eröffnen, ob diese Unterstellungen richtig sind, sondern ich möchte sie in einem kleinen Gedankenexperiment verlängern und dabei den Blick auf die philippinische Ehefrau unseres Urs lenken. Da mir Urs als gescheiter, eigenwilliger Mensch vorgestellt worden ist, nehme ich einmal an, daß er seine Frau nicht als Sextourist auf seinen häufigen Ostasienreisen kennengelernt hat. (Das Thema der Heiratsmigration von Philippininnen nach Europa ist ohnehin so ergiebig, daß ich es hier zunächst ausklammern möchte.) Ich unterstelle also, daß Urs' Lebensgefährtin eine gebildete Frau ist, die er z.B. als Dolmetscherin einer Reisegruppe kennengelernt hat. Sie spricht selbstverständlich nicht Schwyzerdütsch, sondern hat in einem Goethe-Institut Hochdeutsch gelernt. Von den Ehefrauen der Kollegen ihres Mannes wird sie nicht eingeladen. Aber nicht nur aus sprachlichen Gründen fühlt sie sich in ihrer sozialen Umgebung isoliert, sondern sie spürt auch, daß sie und ihr dreijähriger Sohn wegen ihres andersartigen Aussehens gemieden werden. Zudem hat sie nicht viel Zeit. Sie möchte den durch ihren Beruf gegebenen professionellen und sozialen Anschluß nicht verlieren. Die Frauen, die sie am Arbeitsplatz trifft, bilden eine international bunt gemischte Gruppe, in der meist Englisch gesprochen wird, auch dann, wenn man sich zu Hause verabredet.

⁴ ebd., 249.

⁵ ebd., 250.

⁶ ebd.

Der kleine Sohn, der soeben in den Kindergarten gekommen ist, fühlt sich dort wegen der deutlichen Ausgrenzung nicht sehr wohl. Er freut sich auf die Nachmittage mit dem philippinischen Kindermädchen, das die Mutter in ihrem Bekanntenkreis gefunden hat. Vater Urs hat dieser Lösung zugestimmt, weil das philippinische Kindermädchen selbstverständlich sehr viel weniger Lohn verlangt als ein schweizerisches und weil Urs ja weiterhin Reisen nach Südostasien machen möchte. Er merkt jedoch bald, daß immer mehr Philippininnen ins Haus kommen, da seine Frau u.a. Aktionen gegen den Handel mit philippinischen Frauen unterstützt, Netzwerke gründet usw. In seinem Haus entsteht aber nun nicht etwa ein philippinischer "Clan" parallel zu den jugoslawischen und schwyzerdütschen Clans, die uns Urs für die Realität seiner Arbeitswelt ausgemalt hat. Erstens üben nämlich die philippinischen Frauen scharfe Kritik an ihrer Herkunftsgesellschaft, deren Sozialstruktur, ihren Normen und Werten; zweitens sind sie auf Hilfen aus der schweizer Gesellschaft angewiesen und erhalten diese auch: durch kirchlich engagierte Frauen, durch Studentinnen, vielleicht auch - durch Soziologinnen. Es entsteht etwas völlig Neues jenseits von schweizer Gemütlichkeit und ostasiatischer Folklore.

Urs "liebt" seine Frau, hatten wir angenommen. Er hat sie nicht gekauft und auch nicht ihre soziale Notlage ausgenutzt, sondern ist bereit, mit ihr eine Beziehung gegenseitiger Anerkennung zu leben. Es wird ihm allmählich klar, daß er das, was er am Arbeitsplatz erfolgreich verteidigt hat, in seinem eigenen Heim nicht mehr vorfindet: jene "elementaren Übereinstimmungen, Verständnisinnigkeiten, Vertrautheiten, Sicherheiten", die ihm aus seiner vermeintlichen angestammten "kollektiven Identität" zuwachsen. Insbesondere muß er erkennen, daß auch sein Sohn notwendigerweise zu denjenigen gehören wird, die dieses Milieu auflösen. Wenn er die Liebe zu seiner Frau und seinem Sohn aufrechterhalten will, muß er andere, nicht ethnisch begründete Gemeinsamkeiten und Zugehörigkeiten entdecken, möglicherweise neu entwickeln.

Ich möchte an diesem Punkt das Gedankenexperiment beenden und ebenfalls die Frage stellen: Was können wir aus dieser Geschichte lernen? Zunächst einmal: daß es selbstverständlich auch in modernen westlichen Gesellschaften möglich ist, die Rationalität von Arbeitsmarktzugängen zu blockieren. Dies kann durch eine bestimmte Ausländergesetzgebung erfolgen, aber auch durch Clan-Strukturen, in denen Gatekeeper unerwünschten Zugang fernhalten. Daß es solche Clan-Strukturen in Ausländerkolonien gibt, ist unbestritten und insbesondere für die USA gut erforscht. Daß es

möglich ist, darauf erfolgreich mit Clanbildung auch von seiten der "modernen" Aufnahmegesellschaft zu antworten, zeigt das Beispiel von Urs. Ob solche Clanstrukturen - auch für die Einheimischen mit "Platzvorteil" - in modernen Gesellschaften wünschenswert sind, ist eine andere Frage.

Urs' Beispiel zeigt aber ebenfalls, daß solche Abschottungen *nicht* möglich sind, wo es um "Liebe" im Hegelschen Sinne gegenseitiger Anerkennung und um die Herstellung von "kin relations" geht, d.h. um die Herstellung von Netzwerken, in denen Kinder adäquate soziale Räume vorfinden. Es sind gerade diese universalen Elemente menschlicher Beziehungen, die traditionale Gemeinschaften in Frage stellen und die Tendenzen zur Kristallisierung und Re-Ethnisierung auch moderner Gesellschaften immer wieder aufbrechen. Moderne Gesellschaften transformieren sich von diesem inneren Kern ihrer Entwicklungslogik her und nicht durch die Furcht vor dem neuen Dschingis Khan, der mit seinen Horden von Süden und Osten her eindringt und die Gemütlichkeit von Schweizer Bergbahnen und deutschen Stammtischen zerstört. Soll diese Entwicklungslogik moderner Gesellschaften angehalten oder gar umgekehrt werden, so bedarf es einer ausgesprochenen Anstrengung zur Refundamentalisierung, die wir unserem Urs nicht einfach so unterstellen wollen.

Damit komme ich auch zu meiner Hauptthese: Der Mainstream der Soziologie hat bis in die siebziger Jahre hinein vernachlässigt, daß das wesentliche konstituierende und transformatorische Element von Migrationsbewegungen - nach innen und nach außen - nicht die gelungene oder verfehlte Assimilation von Individuen an die Normen der westlichen Industriegesellschaften ist, sondern ein Prozeß, den ich die Dialektik der Familienorientierung nennen möchte. In diesem Prozeß spielen Frauen wegen ihrer - historisch in praktisch allen Gesellschaften herausgebildeten - zentralen Stellung im Familienprojekt nicht eine periphere, sondern eine dominante Rolle.

Ich möchte in den folgenden Überlegungen 1. den "soziologischen Blick" auf weibliche Migration kurz rekapitulieren; 2. einige empirische Untersuchungen vorstellen, die Frauen als Subjekte und Protagonistinnen von Migrationsprozessen entdecken; 3. auf die Diskussion um Gleichheit und Differenz in Migrationsprozessen eingehen und fragen, ob die Tatsache, daß sowohl "gender" als auch "ethnicity" historisch gewordene und damit dekonstruierbare Kategorien sind, notwendig zur Auflösung von kollektiver Subjektperspektive und gruppensolidarischem Handeln führen muß.

Der soziologische Blick auf die weibliche Migration

In der Bundesrepublik und der Schweiz hat sich die Migrationsforschung seit Beginn der siebziger Jahre im wesentlichen als Akkulturations-, Assimilations- und Enkulturationsforschung etabliert, d.h., im Mittelpunkt steht die Annahme, daß Migranten im wesentlichen als Angehörige bestimmter Herkunftskulturen verstanden werden müssen. Der Begriff der Akkulturation greift dabei zurück auf die in den USA seit den dreißiger Jahren gebräuchliche und aus der Kulturanthropologie inspirierte Vorstellung des "culture change". Die bereits klassische Definition von Akkulturation bei Redfield/Herskovits aus dem Jahre 1936 lautet: "Akkulturation umfaßt solche Phänomene, die sich bei Eintreten eines direkten und andauernden Kontakts zwischen Personengruppen verschiedener Kulturen zeigen, der Veränderungen in den kulturellen Modellen einer oder beider Gruppen nach sich zieht"⁷. Diese Definition zeigt bereits die grundsätzlich problematische Verwendung des Kulturbegriffs in der Migrationsdebatte. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß Kulturen als ursprünglich monolithisch und getrennt sich gegenüberstehend verstanden werden müssen. Binnendifferenzierungen in bezug auf das Geschlechterverhältnis werden, wenn überhaupt, nur pauschal typisierend vorgenommen: Frauen sind aufgrund ihrer besonderen Bindung an Familie und Tradition gleichsam die Repräsentantinnen des ursprünglicheren Typus der Herkunftskultur. Aus diesem Verständnis resultiert dann auch des weiteren die Vorstellung vom "Kulturchock" durch Migration und vom "culture change stress" sowie vom "cultural lag". Migrationsphänomene werden im wesentlichen als Defizitphänomene und Migrationstheorien als Mittel zur kompensatorischen Überwindung kultureller Defizite verstanden, wobei Familienorientierung ein besonderes Hindernis im Modernisierungsprozeß darstellt.

Auch die ersten bundesrepublikanischen Arbeiten, die sich - insbesondere im Kontext von Ausländerkinderforschung und Sozialarbeit - explizit mit der Situation von Migrantinnen beschäftigten, argumentierten auf dem Hintergrund dieses kulturellen Paradigmas. Dies führte zu Typisierungen nach dem Schema der Modernitätsdifferenz, des Modernitätsbruchs und

⁷ Redfield/Herskovits (1936): Memorandum for the Study of Acculturation, in: American Anthropologist XXXVIII, 149.

der mehr oder minder gelungenen Assimilation an westliche Werte⁸. Frauen erscheinen als doppelt benachteiligt: zum einen aufgrund ihrer kulturellen, zum anderen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Berufs- und Familienorientierung erscheinen gleichsam als die beiden entgegengesetzten Pole auf der Modernisierungsskala⁹.

Wirft man einen Blick über die deutsche Szene hinaus, so wird allerdings deutlich, daß in bezug auf die Erforschung der sozialen Situation von Migrantinnen seit der Mitte der 70er Jahre ein entscheidender Wandel festzustellen ist. 1984 erscheint in Paris eine erste umfassende internationale Bibliographie über "Les femmes migrantes 1965-1983", in der der Autor Louis Taravella den seit der ökonomischen Krise 1974 verhängten Einwanderungsstop als markantes Datum für die Entwicklung eines neuen Problembewußtseins festhält. Er begründet diese Annahme mit den folgenden Argumenten: 1. mit der Familienzusammenführung, die die einzige Form der Migration aus Nicht-EG-Ländern nach dem Anwerbestop darstellt; 2. mit der zunehmenden Berufstätigkeit der Migrantinnen, 3. mit der Feminisierung des Erscheinungsbildes der Migration durch die Anwesenheit muslimischer Frauen in der westlichen Zivilisation, 4. mit der neuen Verbindung von Befreiungsbewegungen, 5. mit der neuen Politik von Migrantinnenkolonien in bezug auf "soziale Führung" innerhalb der Immigrationsgesellschaft¹⁰.

⁸ vgl. Angelika Schmidt-Koddenberg (1989): Akkulturation von Migrantinnen. Eine Studie zur Bedeutsamkeit sozialer Vergleichsprozesse zwischen Türkinnen und deutschen Frauen, Opladen.

⁹ vgl. z.B. Hessische Landesregierung (Hrsg.) (1988): Lebenssituation und Lebensentwürfe junger türkischer Frauen der zweiten Migrantengeneration; Forschungsbericht von Ingrid Haller u.a., Wiesbaden. Einteilungskriterium für die Typenbildung ist hier der Grad der Orientierung an den Normen der türkischen community bzw. der deutschen peer group in der Pubertätsphase.

¹⁰ Louis Taravella (1984): Les femmes migrantes. Bibliographie analytique internationale, 1965-1983, Paris. Weitere einschlägige Bibliographien: Alice Münscher (Bearb.) (1980): Ausländische Frauen. DJI-Materialien zur Ausländerarbeit, München; Helma Lutz (1986): Migrantinnen aus der Türkei, in: Migration und Ethnizität (1) 0; Colette de Troy (1986): Les femmes/jeunes filles migrantes et la formation professionnelle. Brüssel; Dodenhoeft/Reuter/Raphael (Hrsg.) (1988): Ausländische Kinder und ausländische Frauen, Stuttgart; Marianne Krüger-Potratz (Hrsg.) (1990): Frauen in der Migration. Beiträge und Bibliographie, Münster.

Mit der internationalen ökonomischen Krise einher gehen Versuche, Migrationsströme aus Peripherieländern Europas in die Metropolen zu stoppen, die zuvor durch regierungsamtliche Anwerbekommissionen gefördert worden waren. Diese Bestrebungen haben einen nicht intendierten sozialen Effekt, ähnlich demjenigen, der zuvor bereits in Großbritannien angesichts der Begrenzung des Zustroms aus Commonwealth-Ländern beobachtet worden war. Die restriktive Gesetzgebung in Großbritannien seit 1962 "hat die Migranten gezwungen, Entscheidungen im Hinblick auf eine dauerhafte Niederlassung zu treffen, die sie andernfalls wahrscheinlich nicht getätigt hätten"¹¹. Pendelmigrationen geraten zur endgültigen Auswanderung, da die problemlose Rückkehr aus den Herkunfts- in die Einwanderungsregionen nicht mehr gesichert ist. Die Familienangehörigen werden nachgeholt, die Jugendlichen der zweiten und dritten Generation frequentieren die Schulen des Aufnahmelandes und versuchen, Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden.

Dialektik der Familienorientierung - Frauen als Protagonistinnen des Migrationsprojekts -

Wie stellt sich nun empirisch bei den Frauen der ersten und zweiten Generation das Verhältnis von Familien- und Arbeitsorientierung dar? In Taravellas Charakterisierung der "Feminisierung" der europäischen Migration seit Mitte der 70er Jahre fällt auf, daß die Präsenz von migrierten Frauen in der Arbeitswelt erst in dem Augenblick wahrgenommen wird, da diese Frauen der muslimischen Kultur zugerechnet werden. Tatsächlich waren im Nachkriegseuropa Frauen häufig Protagonistinnen bei Binnenwanderungen sowie bei Wanderungen innerhalb der EG, die nicht den Einwanderungsbeschränkungen unterlagen. In der französischen Soziologie wird dies bereits in den 60er Jahren da und dort en passant bemerkt, so zum Beispiel in einer Untersuchung von Bourdieu aus dem Jahre 1962 über die vorwiegend weibliche Migration aus ländlichen Gebieten Frankreichs¹². Für Italien haben in den achtziger Jahren Piselli¹³ und Arlac-

¹¹ James L. Watson (1980): Arbeitsimmigrantinnen in Großbritannien — neuere Entwicklungen, in: Jochen Blaschke/ Kurt Greussing (Hrsg.): "Dritte Welt" in Europa. Frankfurt/M., 43f.

¹² vgl. Pierre Bourdieu (1962): Célibat et condition paysanne, in: Etudes rurales, 67-106.

¹³ F. Piselli (1981): Parentela ed emigrazione. Mutamenti e continuità in una comunità calabrese, Torino.

chi¹⁴ anhand ihrer Untersuchungen von Verwandtschaftsstrukturen und von kulturellen Grundlagen der Mafia in Kalabrien aufgezeigt, daß Migration (gerade von Frauen) häufig als Alternative zu regressiver Entwicklung in den Herkunftsregionen gewählt wird, deren Opfer sie sind. Für das ehemalige Jugoslawien stellte Mirjana Morokvasic 1987 fest:

"In einem Milieu, wo ungeschriebene Regeln die Grenzen des akzeptierten Verhaltens für Frauen gezogen haben, wo nur bestimmte Kategorien von Frauen gesellschaftlich akzeptabel sind ..., ist es für Frauen, die diese Regeln übertreten haben oder die nicht in die gesellschaftlich akzeptierte Kategorie fallen, sehr schwer zu überleben. Wenn diese Situation mit der Unmöglichkeit einer wirtschaftlich unabhängigen Existenz gepaart ist, sehen viele Frauen in der Emigration einen oder sogar den einzig möglichen Ausweg aus ihrer Lage"¹⁵.

Genauere statistische Angaben über den Anteil der Frauen an der Migrationsentscheidung gibt es höchst selten. Anhand von Maria Borris' Untersuchung über "Ausländische Arbeiter in einer Großstadt" (am Beispiel Frankfurts) aus dem Jahre 1973 sowie den verschiedenen Repräsentativuntersuchungen der Bundesanstalt für Arbeit¹⁶ und der Friedrich-Ebert-Stiftung¹⁷ läßt sich schließen, daß Anfang der 70er Jahre mindestens zehn Prozent verheirateter ausländischer Frauen ohne ihre Familien in der Bundesrepublik arbeiteten. Damit ist noch nichts gesagt über die Motivation dieser Frauen sowie über die innerfamiliäre Rolle von Frauen bei der Entscheidung zur Migration der gesamten Familie. Aus einer biographischen Untersuchung, die ich selbst mit 40 italienischen Familien im Rhein-Main-Gebiet zwischen 1985 und 1989 durchgeführt habe, geht jedoch hervor, daß typischerweise Frauen auch in extremen Situationen mit mehreren kleinen Kindern im Säuglings- und Schulkindalter den Ausschlag für die Migration der gesamten Familie - auch zur zweiten oder dritten Ausreise nach mißlungener Rückkehr - geben bzw. vor dem Ehemann mit mehreren

¹⁴ Pino Arlacchi (1989): *Mafiose Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Frankfurt/M..

¹⁵ Mirjana Morokvasic (1987): *Jugoslawische Frauen. Die Emigration — und danach* Frankfurt/M., 77f.

¹⁶ Repräsentativuntersuchung '82. (Hrsg.) (1983): *Bundesanstalt für Arbeit*, Nürnberg.

¹⁷ "Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland", Repräsentativuntersuchung, Bonn, 1980/1985.

kleinen Kindern in die Migration gehen und dort eine Arbeit aufnehmen¹⁸.

Sehr deutlich auch statistisch dokumentiert ist der verbreitete Widerstand von Frauen gegen eine Rückkehr in die Herkunftsregionen. Zwar bekunden die meisten Migrantinnen der ersten Generation verbal, daß sie irgendwann - spätestens mit der Rente - in die Heimat zurückgehen werden. Die Zahlen sehen aber anders aus. Nach einer UN-Untersuchung aus dem Jahr 1979 "Labour Supply and Migration in Europe"¹⁹ kamen etwa auf 100 in ihre Heimatländer zurückkehrende Männer bei den Griechen 82 Frauen, bei den Italienern nur 44. Dieser Trend ist bis heute offensichtlich nicht abgeschwächt, was sich zeigt, wenn man sich die aktuellen Statistiken über Wegzüge von Migranten und Migrantinnen im Rentenalter ansieht. Frauen scheinen das Leben mit Kindern und Enkelkindern in der Migration auch unter beengten Wohnverhältnissen einem Leben im eigenen Haus im Dorf vorzuziehen.

Wie ist diese eigentümliche ambivalente Orientierung von Frauen am Familienprojekt einerseits, an der Aufnahmegesellschaft der Migration andererseits zu erklären? Eine Antwort darauf hat 1979 Katharina Ley mit ihrer wichtigen Untersuchung über italienische Frauen in der Schweiz zu geben versucht, in der Frauenarbeit als dominanter Faktor des Veränderungsprozesses in der Migrationsfamilie aufgezeigt worden war. Ley spricht von einer "bereichsspezifischen" Orientierung der Frauen der ersten Generation, die sowohl die neue berufliche wie die traditionale Familienperspektive festzuhalten versuchen. Aus ihrer Arbeit ergeben sich für die weitere Forschung drei wichtige Hypothesen:

- 1) Es ist zu erwarten, daß im Migrationsprozeß die Stellung der Frau nicht geschwächt, sondern gestärkt wird, da die Frau sich neben dem Bereich des Hauses den des Berufs erschließt und daher einen erheblichen Autonomiegewinn erfährt.
- 2) Es ist aber zugleich zu erwarten, daß gerade aus diesem Emanzipationsprozeß heraus erhebliche Belastungen und Konflikte entstehen; Ley spricht von einer "double-bind"-Situation.

¹⁸ Ursula Apitzsch (1990): *Migration und Biographie*. Habilitationsschrift am Fachbereich Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften der Universität Bremen, Bremen; vgl. dort das Kapitel: *Emanzipation und Berufsorientierung der Töchter — der Fall "Lucia"* (ebd., 256).

¹⁹ in: *Economic Survey of Europe, Part II*. Geneva 1979.

- 3) Beide Hypothesen gelten verschärft für die zweite Generation. Während für die erste Generation die Rückkehrperspektive oft zumindest eine psychische Entlastung darstellt, erweist sie sich für die zweite Generation zunehmend als unreal. Mit zunehmender Verweildauer in der Einwanderungsgesellschaft wird die an ihr orientierte Bildungs- und Berufsvorstellung irreversibel.

In Fortführung und Konsequenz der Überlegungen von Ley möchte ich angesichts der Ergebnisse meiner biographischen Studie für die zweite Generation von Frauen in der Migration nicht mehr von "bereichsspezifischer" Orientierung, sondern von einer "Dialektik der Familienorientierung" sprechen. Während männliche Jugendliche in der Regel von allen Verpflichtungen innerhalb der Familie freigestellt werden und sich sehr früh innerhalb einer peer group - zumeist innerhalb der ethnischen Kolonie - orientieren, tragen die Mädchen, vor allem die ältesten Mädchen, in Migrantenfamilien die Hauptlast der häuslichen Pflichten, wenn beide Eltern berufstätig sind. (Tatsächlich liegt die Berufstätigkeit der Mütter immer sehr hoch, soweit der Arbeitsmarkt dies zulässt. Katharina Ley hat gezeigt, daß die Berufstätigkeit der Migrantinnen während der Familienphase immer sehr viel höher war als die der Schweizerinnen. Eine statistisch abnehmende Berufstätigkeit hängt - wie z.B. Czarina Wilpert und Maria Eleonora Karsten gezeigt haben - nicht mit mangelnder Arbeitsorientierung, sondern mit zunehmender Abdrängung in ungesicherte Arbeitsverhältnisse zusammen²⁰.)

Für diese Mädchen entwickelt sich nun eine eigentümliche Dialektik: Je stärker sie nämlich eingebunden sind in die Verantwortung für die Familie, desto eher sind sie in der Lage, das Projekt Emigration für sich zu evaluieren und eine Erfolgsbilanzierung und Erfolgskorrektur vorzunehmen. Mit anderen Worten: Diejenigen Jugendlichen, die durch das Engagement in der Familie wahrnehmen, daß mit jedem Jahr der Emigration die Chancen einer erfolgreichen Rückkehr schwinden, sind eher dazu gedrängt, den Erfolg des Projekts Migration in der Aufnahmegesellschaft zu suchen. Dabei sind sich die weiblichen Jugendlichen sehr deutlich darüber im klaren, daß sie von der Infrastruktur der ethnischen Kolonie keinerlei Hilfe zu erwarten haben.

²⁰ vgl. Maria Eleonora Karsten (1987): Migrantinnen. Traditionelle Frauenarbeit in ungeschützten und illegalen Verhältnissen, in: Hedwig Rudolph u.a. (Hrsg.): Frauen in ungeschützten Arbeitsverhältnissen. Hamburg, 9-18.

Diejenigen Jugendlichen hingegen - und wir können mit guten Gründen vermuten, daß es die Mehrheit der männlichen Jugendlichen ist -, die traditionellerweise von Pflichten und Verantwortung für die Familie freigesetzt sind, können diesen Freiraum unter den Bedingungen der Migration zumeist nur in der Weise nutzen, daß sie sich als Außenseiter profilieren, mit Devianzkarrieren spielen usw. In jedem Fall können sie ziemlich sicher sein, daß die Institutionen der ethnischen Kolonie funktionieren werden, um ihnen zumindest ein Überleben in Aushilfsjobs zu sichern. Für diese Jungen ist dann häufig der Versuch einer sehr frühen Bindung in einer traditionellen Ehe die Flucht aus sich bereits verfestigenden anomischen Situationen. (Die biographischen Studien zeigen jedoch auch, daß Migrantinnen der zweiten Generation sich nicht mehr ohne weiteres auf eine solche traditionale Situation einlassen, sondern auf eine Art "Vertrag" zusteuern, in dem sie eine sehr starke Position haben.)

Diese Beobachtungen könnten eine plausible Hypothese zur Interpretation der erstaunlichen Unterschiede zwischen ausländischen Jungen und Mädchen im Bereich schulischer Bildung bieten. Während ausländische Mädchen der zweiten Generation nach allen vorliegenden Statistiken hinsichtlich der Schulabschlüsse mit deutschen Mädchen annähernd gleichziehen, zeigen sich bei den männlichen Jugendlichen enorme Defizite²¹.

Dieser Befund wird durch die biographische Studie plausibel begründet: Migrantinnen erhoffen sich alles durch Bildung. Mütter versuchen, eigene fehlgeschlagene Hoffnungen, dem ewigen Kreislauf von Unterordnung zu entgehen, in ihren Töchtern zu verwirklichen. Sehr oft führt die Weigerung der Väter, Töchtern eine angemessene Bildung zu gestatten, zu einer regelrechten Rebellion in der Familie. Nicht selten verlassen Frauen mit den Kindern den Ehemann. Migrantinnen, die aus EG-Ländern kommen, sind dabei nicht an das Aufenthaltsrecht des Ehemanns gebunden. (Bei Nicht-EG-Einwanderern ist bis heute in der Bundesrepublik das Aufenthaltsrecht der Ehefrauen an das des Mannes gebunden; sie sind also nicht in der Lage, autonom ihren Aufenthaltsort zu bestimmen.)

²¹ Sehr eindrucksvoll werden die in den 70er und 80er Jahren gewonnenen Daten durch eine kürzlich durchgeführte Untersuchung von neuem bestätigt; vgl. Mona Granato (1994): Bildungs- und Lebenssituation junger Italiener, hrsg. von: Bundesinstitut für Berufsbildung, Bielefeld.

Keineswegs gilt diese Beobachtung von Fällen der "Familienrevolte" gerade im Zusammenhang mit der Ausbildung der Töchter nur für italienische oder nur für nicht-muslimische Familien. Sehr schöne Beispiele liefert dafür die Filmstudie von Violaine des Villers "La tête à l'envers" über junge algerische Frauen in Brüssel, die 1993 für den deutsch-französischen "Arte"-Kanal produziert wurde. Eine der porträtierten jungen Frauen ist in Belgien geboren; ihre Eltern sind Analphabeten aus dem Maghreb. Die Mutter hat sich entschlossen, ihren muslimischen Mann zu verlassen, als dieser sich weigert, für die Tochter Lernmaterialien zu kaufen. Die Tochter ist inzwischen Sportlehrerin im Viertel St. Gil in Brüssel und gibt Jugendlichen des Viertels - die vorzugsweise ebenfalls aus Nordafrika stammen - Unterricht am Trapez. "Das war schwierig", sagt sie, "kleinen marokkanischen Jungen Unterricht zu geben ... Die Kinder schauen Dir zu Anfang nicht in die Augen ... Sie sind nicht erzogen, zu Frauen aufzuschauen ..., aber der Blick ändert sich." Der Blick muß sich ändern, denn die Jungen müssen ihrer Lehrerin vertrauen, wenn sie nicht ihr Trapez verpassen wollen. Eine der Helferinnen in der Turnhalle hat (zum Zeitpunkt des Interviews) erst vor vier Jahren zusammen mit der Familie ihr kabylisches Heimatdorf verlassen und ist über Turin nach Brüssel gekommen. Sie sagt: "Es gibt Dinge, bei denen ich keine Zugeständnisse machen würde ... Zum Beispiel, wenn mein Mann verlangte, daß ich meinen Beruf, meine Selbständigkeit aufgeben sollte". Sie macht aber auch deutlich, daß solch rebellisches Gedankengut nicht erst in der Emigration entstanden ist. Auch im Heimatdorf selbst wird längst auf eine sehr reflexive Weise der Anschluß an die Tradition gesucht. Die Migrantin ist stolz auf ihre berberische Tradition und zeigt wunderschöne Fotos ihrer Großmutter im traditionellen Gewand. Ebenso stolz aber zieht sie eine Aufnahme hervor, die in geometrischen berberischen Zeichen folgendes Graffiti auf der Wand einer Polizeistation zeigt: "Wenn meine Gedanken ein Mann wären, dann hätte man mich ins Gefängnis werfen müssen."

Die Berufs- und Lebensvorstellungen der jungen algerischen und italienischen Mädchen der zweiten Generation weisen viele Übereinstimmungen auf. So heißt es etwa in einem von mir ausgewerteten biographischen Interview mit einer jungen Italienerin aus Wiesbaden: "Irgendwo, wo ich mich also richtig engagieren kann - sowas wird mir gefallen - so möchte ich - weiß nicht - ne Art Männerjob oder so. Das ist ein Job voll mit Streß und Hektik - so was wird mir gefallen."

Allen diesen Erzählungen gemeinsam ist auch die Überbewertung dessen, was Bildung für die Allokation auf dem Arbeitsmarkt bewirken kann. Alle diese Mädchen befürchten zugleich diffus, daß sie keine realistische Chance haben, nach universalistischen Kriterien in den Arbeitsmarkt integriert zu werden. Aber sie wissen nicht, wie sie richtig reagieren sollen. Oft manövrieren sie sich gerade durch ihren Eifer und Fleiß in die Modernisierungsfalle, der sie hatten entgehen wollen, indem sie nämlich durch staatliche Förder- und Modellversuchsprogramme wieder zu jenen typischen Frauenberufen zurückgelotst werden, denen sie gerade hatten entkommen wollen. Sie münden im Prozeß der "Berufswahl" sehr häufig in ein Qualifikationsprofil verdeckter "Hausfrauentätigkeit" in den sogenannten sozialen Dienstleistungen ein - nicht weil sie als traditionale "Familienmädchen" die Hausfrauenrolle antizipieren, sondern weil diese Rolle in der Aufnahmegesellschaft erwartet wird. Sehr oft brechen sie die Ausbildung ab: Trotz ihrer guten Schulabschlüsse verschwinden sie plötzlich in den Berufsstatistiken, spielen dort eine marginale Rolle auch gegenüber den männlichen Jugendlichen gleicher Herkunft. Für sie gilt verstärkt eine geschlechtsspezifische Segmentierung des Arbeitsmarktes, wie sie prinzipiell auch für deutsche Frauen festgestellt wurde. Möglicherweise ist ihre erwünschte Dienstleistung auch eine Voraussetzung für das Eindringen einheimischer Frauen in die "good jobs".

Ich möchte an diesem Punkt nun auf die Differenz zwischen Frauen, in diesem Falle einheimischen und eingewanderten Frauen, auf die Frage der geteilten (hier im Sinne der entzweiten) "sisterhood" kommen.

"Gendered Ethnicity — Racialized Gender"

Obwohl es ungefähr sechs Millionen Migrantinnen in Europa gibt, hat insbesondere die bundesrepublikanische Migrations- und Frauenforschung das Verhältnis von Migration und ethnizierender Unterordnung noch kaum und wenn doch, zumeist unzureichend thematisiert.

Eine große Barriere war meines Erachtens lange Zeit die "Hausfrausierungs"-These, die alle Frauen unterschiedslos als Opfer des Patriarchats betrachtete und die Rolle des Berufes systematisch vernachlässigte. So heißt es etwa in einer von Veronica Bennholdt-Thomsen 1987 herausgegebenen Untersuchung über die Erwerbstätigkeit türkischer Frauen in der Migration: "In diesem Rahmen hat die ökonomische Selbständigkeit von Frauen durch ein eigenes Geldeinkommen nur noch geringen Wert. So we-

nig sie über ihr eigenes Leben verfügen können, können die Frauen über die eigene Arbeitskraft verfügen"²². Empirische Beispiele für die - auch physische - Unterdrückung der Frauen islamischer Herkunft dienen lediglich zur Illustration der These; biographische Differenzierungen werden analytisch nicht aufgenommen. Die Diskriminierung, die ausländische Frauen von der modernen Aufnahmegesellschaft durch ethnisierende Unterschichtung der gesamten Berufsstruktur erfahren, wird als eine Unterdrückung zusätzlich zu der von allen Frauen erfahrenen sexistischen Unterdrückung interpretiert.

Demgegenüber wurde in den letzten Jahren in der "'Race', Culture and Difference"-Debatte in Großbritannien und den USA²³ sehr überzeugend gezeigt, daß gesellschaftliche Ungleichheit aufgrund von Geschlechtszugehörigkeit durch gesellschaftliche Ungleichheit aufgrund unterschiedlicher Herkunft nicht einfach nur verstärkt, sondern auf ganz spezifische Art und Weise jeweils gesellschaftlich neu produziert wird. Die soziale Definition des Geschlechts und die soziale Zuschreibung sogenannter "kultureller Identität" verschränken sich auf komplizierte Weise: Immer geht es dabei jedoch darum, wie ganz konkret gesellschaftliche Macht zur Unterordnung wirksam wird. Auch die Selbstidentifikation marginalisierter Gruppen mit einer solchen Definition kann zu ihrer Unterordnung beitragen. Um die Genese von Ungleichheit aufzudecken, bedarf es also nicht nur ihrer globalen Denunziation, sondern der je ganz konkreten Rekonstruktion bzw. Dekonstruktion.

Kehren wir an dieser Stelle noch einmal zu dem Beispiel vom Schweizer Lifterbeiter Urs und seiner philippinischen Frau zurück. Abweichend von unserem konstruierten Beispiel ist in der Regel die Situation von Philippininnen, die durch Heirat mit einem Europäer die Möglichkeit zur Migration erhielten, nicht durch gegenseitige Anerkennung geprägt, sondern durch einseitige Abhängigkeit der Frau, die eine sehr persönliche soziale Dienstleistung erbringt, die sie nicht frei aufkündigen kann. Ihre Aufenthaltsgenehmigung ist an den Mann gebunden; läßt sie sich scheiden, droht die Abschiebung.

²² Veronica Bennholdt-Thomsen (Hrsg.) (1987): Frauen aus der Türkei kommen in die Bundesrepublik, Bremen, 28.

²³ vgl. Avtar Brah (1993): Difference, diversity and differentiation, in: James Donald/Ali Rattansi (Hrsg.): 'Race', Culture and Difference, London, 126-145.

Philippininnen, die als Krankenschwestern oder - häufig illegal - als Dienstmädchen oder Kindermädchen arbeiten, verrichten soziale Dienstleistungen in gesellschaftlich marginaler Position aber nicht nur für Männer, sondern auch für andere Frauen. Giovanna Campani hat in ihrer Studie über Philippininnen in Italien²⁴ die These aufgestellt, daß die Höherqualifizierung italienischer Frauen den über 100.000 Philippinas und anderen Immigrantinnen aus der sogenannten Dritten Welt geschuldet ist, die als Hausangestellte die Versorgung der Familien übernehmen. In der Bundesrepublik stellt sich die Situation nicht unbedingt grundsätzlich anders dar. Nach Schätzungen des Münchner Sonderforschungsbereichs 333 ("Veränderungen in der Arbeitsteilung von Personen") arbeiten möglicherweise bis zu 2,4 Millionen Frauen in Westdeutschland in Privathaushalten in ungeschützten, daher in der amtlichen Statistik nicht erfaßten Arbeitsverhältnissen. Es wird als sehr wahrscheinlich angenommen, daß der Ausländerinnenanteil dabei sehr hoch ist. Maria Rerrich²⁵ hat für die Bundesrepublik (ganz ähnlich wie Campani für Italien) die These aufgestellt, daß es westdeutschen Frauen nur um den Preis der zunehmenden Beschäftigung illegaler Migrantinnen gelinge, im primären Arbeitssegment Fuß zu fassen (und sie verweist dabei auf ganz ähnlich Erscheinungen in den USA, bekannt geworden durch die berühmte "Nannygate"-Affäre).

Es fragt sich also, ob die berufstätige, erfolgreiche deutsche, englische oder italienische Frau mit der immigrierten Hausangestellten, die ihre Kinder betreut (und die von ihr als Soziologin möglicherweise auch noch beforscht wird) eigentlich ganz schlicht "als Frau" solidarisch sein kann. Dies ist in der Tat eine rhetorische Frage. Ganz und gar nicht rhetorisch ist aber ihre Umkehrung: Gibt es folglich überhaupt nur noch partikuläre Übereinstimmung zwischen Frauen entlang den Grenzen sozialer oder ethnischer Herkunft, ist der Feminismus in einen "white feminism" und einen "black feminism" gespalten (wobei hier "black" und "white" von den Protagonistinnen als politische Begriffe verstanden werden)? Wenn dies zuträfe: Worin könnte die gegenseitige Wahrnehmung dann noch anders bestehen denn in Ritualen der Anklage oder Selbstbeichtigung? Würde ein

²⁴ Giovanna Campani (1992): Transnational perspectives in migrant women's employment; Vortrag beim Symposium "Migrant women in the 1990s" in Barcelona.

²⁵ Maria S. Rerrich: Auf dem Weg zu einer neuen internationalen Arbeitsteilung der Frauen in Europa? Beharrungs- und Veränderungstendenzen in der Verteilung der Reproduktionsarbeit. Vortrag auf dem 26. Deutschen Soziologentag, Düsseldorf 1992 (Manuskript).

Ausweg aus solchen Ritualen - wie viele dekonstruktivistisch orientierte Feministinnen vorschlagen²⁶ - darin bestehen, politische Forderungen nicht mehr für Subjekte zu erheben, sondern von Fall zu Fall jeweils um "issues", bestimmte brisante Themen herum aufzubauen, in denen es partiell Ligaturen zwischen den Individuen geben kann? Würde damit aber die gesellschaftliche Unterordnung von Migrantinnen jemals zu bekämpfen sein? Oder könnte der Ausweg darin bestehen, generell private soziale Dienstleistung zu denunzieren und sich damit persönlich nicht der Ausbeutung "schuldig" zu machen?

Caroline Knowles und Sharmila Mercer aus Großbritannien haben sehr schön die sozialen Auswirkungen der typischen moralischen Reaktion der linken Mittelschicht auf dieses Problem beschrieben. Die Forderung lautet hier, daß die Partner sich die Familienarbeit teilen und in "parent run community nurseries" tätig werden sollen. Was ist die Folge (dargestellt am Beispiel einer Initiative im Londoner Stadtteil Hackney)? Der Initiative können sich nur solche Eltern anschließen, die als Lehrer oder in anderen guten staatlichen Jobs bzw. als Freiberufler arbeiten. Systematisch ausgeschlossen werden ganztags beruflich tätige ArbeiterInnen und Angestellte, insbesondere die alleinerziehenden Eltern - und in Migrantenfamilien sind alleinerziehende Mütter in der Mehrzahl. Es stellt sich also das paradoxe Problem, daß gerade Frauen in der Migration selbst solcher professionalisierter sozialer Dienstleistungen bedürften, deren Strukturen sie zur Zeit - häufig in ungesicherten Arbeitsverhältnissen - tragen. Ein gemeinsames Ziel von Einheimischen und Migrantinnen könnte also zum Beispiel darin bestehen, statt moralistisch die Abschaffung persönlicher sozialer Dienstleistungen zu fordern, diese in der Weise zu sichern und zu sozialisieren, daß sie auch denen zugute kommen, die sie durch ihren persönlichen Beitrag erbringen. Dies gilt übrigens für Dienstleistungen in Krankenhäusern ebenso wie in privaten Haushalten oder community initiatives, denn auch hier kommen illegal oder stundenweise Beschäftigte nicht in den Genuß einer Pflege, die nur normal Versicherten zusteht.

Schließlich eine letzte und etwas grundsätzlichere Überlegung dahingehend, ob nicht doch "white feminism" und "black feminism" sehr viel mehr voneinander lernen könnten als bislang geschehen.

²⁶ vgl. Caroline Knowles/Sharmila Mercer: *Feminism and antiracism: an exploration of the political possibilities*, in: Donald/Rattansi, ebd., 111.

Migrantinnen verschiedenster Herkunft, insbesondere aber schwarze Frauen in den USA und Afrika, haben immer wieder die viel zu enge Definition der Familie in der eurozentrischen - auch der feministischen - Sicht kritisiert. Sie sehen Familie nicht primär als Unterdrückungsagentur sondern als Rückzugsgebiet und Widerstandsraum gegen staatliche Willkür und gesellschaftliche Diskriminierung²⁷. Familie meint hier allerdings auch nicht mehr die übliche Vorstellung von europäischer Groß- oder Kleinfamilie, sondern alle möglichen Lebensarrangements im Zusammenhang von Eltern, Kindern und "kin relations". In deren Planung und Management spielen Frauen nicht nur in Migrantenfamilien stets eine zentrale Rolle.

Diese wohl sehr alte gender-Kompetenz wird nun durch Prozesse der Refundamentalisierung in Aufnahme- wie Abgabegesellschaften der Migration zunehmend zu kontrollieren versucht. Fundamentalismus meint sozial ja gerade jenseits aller religiösen Praxen (im Sinne von "domestic religion"), daß eine Gemeinschaft sich der Kontrolle über Frauen in dem Sinne versichert, daß die von ihnen geborenen Kinder sich biologisch und symbolisch innerhalb der Grenzen dieser Gemeinschaft definieren und die Gemeinschaftswerte über persönliche Werte stellen. Nira Yuval-Davis und Floya Anthias haben in ihrer Studie über "Racialized Boundaries" aus dem Jahre 1992 darauf hingewiesen, daß die größten Nutznießer offizieller staatlicher multikultureller Praxen in Großbritannien fundamentalistische Führer waren, die die Werte des Aufnahmelandes ausdrücklich ablehnten und kin relations unter Verwendung religiöser Parolen unter ihre gatekeeper-Kontrolle zu bringen versuchten²⁸.

Mir scheint, daß eine Redefinition von Familie als Projekt jenseits des europäischen Psychodramas und jenseits fundamentalistischer Traditionsbildung, nämlich die Ausformulierung und das Praktizieren eines geschützten sozialen Raums, in dem das Gelingen von Biographien selbstbestimmter sozialer Individuen noch möglich ist, ein lohnendes Ziel zukünftiger Frauenerforschung im Sinne der "shared sisterhood" wäre.

²⁷ vgl. Michèle Marrett (1980): *Women's oppression today*, London.

²⁸ vgl. Nira Yuval-Davis: *Fundamentalism, Multiculturalism and women in Britain*, in: Donald/Rattansi, ebd., 285.